

## Presse ONE DAY MORE/Extravaganza

„Am Fenster im 51. Stock steht er, der adrette junge Mann auf der Bühne in seiner Louis Vuitton Bügelfaltenhose und den farblich darauf abgestimmten Socken. Zum Friseur muss er, ans andere Ende der Stadt, weil seine Frisur scheiße ist und überhaupt muss er nebenbei noch ein paar Millionen verdoppeln, Schwarzer Montag hin oder her, der Yen fällt und er als Investmentbanker muss gewinnen.

Die Hoffnung auf Erlösung vom Elend sowie auf Demokratie und Liberalismus, im Sinne der Pariser Julirevolution von 1830, findet in dem Lied ONE DAY MORE des Musicals „Les Misérables“

(An-)klang... das Versprechen einer größeren Gerechtigkeit für morgen, übermorgen, überübermorgen,... oder nie.

*One day more!*

*Another day, another destiny.*

*This never-ending road to Calvary*

*These men who seem to know my crime*

*Will surely come a second time.*

*One day more...*

Die sich aus der Revolution und den frommen Wünschen der Revolutionäre entwickelte Herrschaft des Finanzbürgertums samt absurd unerkennbaren Wegen des Geldes, bringt der Jungregisseur Johannes Müller als persönliche und personalisierte Finanzkrise auf die Bühne der Sophiensäle.

Im Laufrad seines eigenen Konsumlebens, im Zahnrad der Wirtschaft, eine Hand hilft der anderen oder doch lieber der eigenen; der die Bühne einnehmende junge Fondmanager stolpert ab und zu über mittelmäßige Panikattacken und Krisenmomente, hetzt Pepsi-trinkend quer durch die Stadt, seinem inneren Zerfraß und Frisör entgegen, so dass selbst die weißen Turnschuhe von Bruce Willis ihn nicht vor dem Fall ins Leere retten können. Die Tatsache, dass eben dieser mit Billionen wie ungreifbaren Schicksalen Jonglierende auch noch Musical-Produzent ist und parallel eine Neuproduktion von „Les Misérables“ in seinem Studio aufnimmt, schwimmt wohl für den Zuschauer damit, dass in dem Stück selbst immer wieder die Dramaturgie des 80er Jahre Musicals um die Ecke schaut. So kommt das Stück im Gewand eines Musicals daher, aus voller Kehle unterstützt von dem unzählbaren Chor „The Melodetts“, die geduckt, aufbegehrenden Miserablen, die so wenig extravagant hereinschleichen, als wären sie die komplette, gerade zusammengetrommelte Belegschaft der Sophiensäle, wobei ich den Gedanken bei deren ersten Tönen schnell verwarf. Extravaganza nennt man ein Mega-Spektakel, wie das besagte Musical eines war; eine dekadente Ausgeburt der modernen Geldmaschinerie, die auf dem Broadway schreiend und schillernd zur Welt kam, in der abartig viel Geld steckt und - Gott erbarme - die auch noch funktioniert – Sinnbild und Müllers Form für die Apokalypse der Finanzmärkte. Ein Stück, das moderne Menschlichkeit zelebriert. Dem überzeugend trocken bis nahezu herausfordernd spielenden Sebastian Straub stellen sich wahrlich sirenenhaft singend Jill Emerson und Jessica Gadani und ebenso Hauke Heumann entgegen, denen soviel Glitzer ums Maul geschmiert wird bis sie kotzen...

Die post-apokalyptische Stimmung fällt uns gerade aus allen Medien an, weil wir mittlerweile wissen, dass unser Finanzsystem irgendwann kollabieren muss. Man kann von einer allgemein gefühlten, konfusen Ausweglosigkeit sprechen, die dennoch die Kraft hat, eine Chance zu bergen. Sie ist mir schon in vielen Formen begegnet, doch noch nie musicalistisch, was, wenn man ein wenig Kitsch erträgt, sehr unterhaltsam sein kann. Und Johannes Müller legt noch einen drauf; eine apokalyptische Trilogie anstrebend wird sich dann die Politik als Grand Opéra vorstellen und das Klima sich mit den Mitteln der Neuen Musik erklären. Im Rhythmus der Zwölftontechnik schmelzende Gletscher?“  
(Judith Felizita, *ArtiBerlin*, 4.4.2012)

„Finanzskandal als Musical - warum nicht. Johannes Müller wäre aber nicht jener pfiffige Genre-Erneuerer, der er ja ist, wenn er sich einfach so mit dem Absingen von "Money, Money, Money"-Derivaten begnügen würde. Nein, er durchleuchtet in seinem Musical die Entstehungsgeschichte des Musicals als Reichtum erzeugendes Produkt, das zugleich das Denken mit Bein- und Trommelwirbeln austreibt.“  
(zitty, 20.3.2012)

„Grotesk, wie der Mann am Fenster seines Appartements in der 51. Etage agiert. Er führt sich und seine luxuriöse Behausung vor. Einen Markennamen nach dem anderen faselt er. Der Anzug von dem, die Schuhe von dem... Da steckt er drin, der junge Investmentbanker. Persönlichkeit hat er nicht. Das weiß er. »Ich fühl' mich wie Scheiße, seh' aber toll aus.« Dabei verhöhnenpipelt Müller schon den Begriff Extravaganza, den in Amerika bereits um 1860 für groß ausgestattetes Unterhaltungstheater erfundenen Begriff, aus dem später Musical entstand. Müllers Spiel-Raum ist kahl. In der Mitte positionierte er ein Gerüst für die Lautsprecher. Der Regisseur geht mit dem Stück ins Jahr 1987, bezieht sich auf die damalige Broadway-Produktion des Musicals »Les Misérables« und auf den ersten Börsenkrach nach dem Zweiten Weltkrieg am 19. Oktober des Jahres, einem Schwarzen Montag also. Zu dieser Zeit hatte sich eine neue Generation von Börsen-Spekulanten etabliert, die er als draufgängerisch wie hemmungslos sich selbst überschätzend klassifiziert. Sein Held ist solch ein Typ, der neben den Geldgeschäften auch die Studioaufnahmen von »Les Misérables« managt. Kalt schlägt er für sich Gewinn aus dem fallenden Yen, achtet kein Leben, sieht nicht das Leid anderer. Leichen säumen seinen Weg. Was soll's. Am Ende wird er abgeknallt. Das muss schon sein im Musical. Die Guten gewinnen vorm Abgesang. (...) Müller treibt Brutalität und Kitsch derart auf die Spitze, dass alles kippt. Sein sich an Statussymbole klammernder 27-jähriger Banker ist ebenso gefährlich wie nicht ernst zu nehmen. Das große Börsentheater, das Müller hier karikiert, hat so wenig mit dem Leben zu tun wie das seines fragwürdigen Helden mit der Realität. Zu Herzen gehend einlullend, wie ein Musical es braucht, sind die Songs gemacht. Dem spröden Stoff trotzend von Jill Emerson und Jessica Gadani schön gesungen (Arrangements: Santiago Blaum). Hauke Heumann als des Helden Widerpart und vor allem Sebastian Straub in der Titelrolle können singend stimmlich nicht mithalten, beweisen dafür schauspielerisches Können. Herrlich, wie Straub den wie in einen Anzug gesteckten Spätpubertären spielt. Der Berliner Jazz- und Gospelchor »The

Melodetts« verkörpert diszipliniert arbeitend das zeitweise revoltierende Volk. Geschickt lässt Müller die Menschen mal gesichtslos erscheinen, mal aufs Publikum zu marschieren. Das Publikum nimmt der Regisseur dann auch noch dran. Beim Hinausgehen gibt es eine Parfümprobe in die Hand. Betörend süß duftend. »Kinski«. Draußen im Kiez, der sich diesem Begriff inzwischen sträubt, zieht es einen weiter durch den Markenrausch. Ein Label neben dem anderen wirbt in großen Schaufenstern. Auch das ist nicht wirklich. Aber wahr.“  
(*Lucia Tirado, Neues Deutschland, 2.4.2012*)

Was Musicals und Finanzmärkte gemein haben? Erstere entstanden in den achtziger Jahren, einer Epoche, in der auch letztere zu neuer, grotesker Größe auswuchsen. Das Geld raffen beide. Kann doch kein Zufall sein, denkt sich Regisseur Johannes Müller und kleidet seine Kritik an der immer hemmungsloser und gieriger agierenden Hedgefonds-Managerkaste ausgerechnet in die Form eines Musicals. In „One Day More/Extravaganza“ in den Sophiensaealen (wieder 1., 3. und 4. April, 20 Uhr) lässt er einen jungen, unsympathischen Investmentbanker (Sebastian Straub) vor die Hunde gehen und parallelisiert die Handlung mit Fragmenten aus „Les Misérables“ – ein Musical, das typisch ist für sein Genre insofern, als es Elend verkitscht und ästhetisiert, um daraus Kapital zu schlagen.

Da der Abend aber nur der Auftakt ist für eine „Endzeit“-Trilogie, ist hier nichts mehr extravagant, vielmehr sind die Mittel aufs Äußerste reduziert. Die Bühne: leer bis auf einen Scheinwerferstrahl. Musik wird digital zugespielt. Das darstellerische Niveau ist offenbar gewollt niedrig. Straub behauptet den Unsympathen mehr, als dass er ihn verkörpert. Ein musicaltypischer Mikroport rückt seine Figur in weite Ferne, zusätzlich verdoppelt er alle seine Handlungen, indem er berichtet, dass er handelt („Ich binde mir die Sneakers zu“). Seine Fähigkeiten als Sänger sind gruselig, die des Laienchors „The Melodetts“ unwesentlich besser. All das verfehlt seine Wirkung nicht. Hier zerlegt sich eine Kunstform, sprengt sich von innen her auf. Würde tatsächlich richtig gesungen, wäre das affirmativ. (*Udo Badelt, Tagesspiegel, 1.4.2012*)